

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 28 (1952-1953)
Heft: 9

Artikel: Die letzten Troubadoure
Autor: Lucca / Wiesely
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070876>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



VOR einigen Jahren erschien in vielen Schweizer Zeitungen das Bild eines großen Mannes mit markanten Gesichtszügen und wallenden Locken, der ein kleines Schweinchen und einen Hund an der Leine durch die Straßen der ehrwürdigen Stadt Basel trieb. Ihn begleitete ein zweiter Mann. Der war ein paar Jahre jünger, kleiner, schlanker, von flinkerem Wesen, aber mit weniger markanten Gesichtszügen.

Diese zwei Männer waren wir beide, Lucca und Wiesely, zwei Basler, etwas über dreißig Jahre alt und unzertrennliche Freunde. Lucca wirkte in jenen Wochen beim Film «Wachtmeister Studer» mit. Dabei hatte er laut Drehbuch die Aufgabe, ein Schweinchen zu baden, und um der Sau etwas großstädtischen Schliff und filmische Pose beizubringen, führte er sie, zusammen mit dem Hund, der ebenfalls mitwirkte, täglich spazieren. Nie wieder sind wir so häufig fotografiert worden wie damals.

Wir sind zusammen in vielen großen Schweizer Städten als Kabarettisten aufgetreten. Unsere beliebteste Nummer war «Kaffi Zwätschge». Zwei Winter lang arbeiteten wir auch am Cornichon.

Aber der Schauspielerberuf füllt unser Leben nicht aus. Daneben bereisen wir als fahrende Sänger per Autostopp halb Europa und finden unser Auskommen durch Singen und Gitarrenspielen. Wir nennen uns die letzten Troubadoure, denn wie jene mittelalterlichen Sänger an Königshöfen und Grafenschlössern sangen und dafür freigelassen wurden, so singen und spielen wir in Bauernhöfen und Wirtschaften, wofür wir dann gewöhnlich umsonst essen und wohnen können.

Die beiden letzten Troubadoure stellen sich vor

In einem Lied über fahrende Sänger heißt es: «Wilde Gesellen, vom Sturmwind zerweht, Fürsten in Lumpen und Loden.» Auch unser Haar ist häufig vom Sturmwind zerweht. Aber wir tragen nie Lumpen und Loden. Im Gegen-

teil, wir geben uns immer Mühe, auf unsren Fahrten sauber und ordentlich auszusehen. Wir sind beide genau gleich angezogen. Wir tragen schwarze Manchester-Overalls und dazu ein stets frisches weißes Leinenhemd. Wir rasieren uns täglich.

Weiße Hemden sind schön, aber heikel. Jeden Tag, um die Mittagszeit, während Lucca das Essen kocht, wascht Wiesely die beiden Hemden in einem Bach, einem Teich oder einem Waschzuber. Glätten muß man Leinenhemden nicht. Nylon hat sich nicht bewährt, es klebt.

Das blaue Béret wird keck aufs Hinterhaupt geklebt. Denken Sie sich dazu noch unsere beiden Gitarren, die über unsren Rücken hängen und in deren Holz die Städtenamen von halb Europa eingeritzt sind, die zusammengerollte Wolldecke, die Lunchtasche und die kleine Pfanne zum Abkochen, so ist das Bild der modernen Troubadoure fertig.

Unsere Kleider wirken auf viele Leute wie eine Uniform. Das hat auch seine Vorteile: Als wir vor anderthalb Jahren wieder einmal nach Marseille kamen, wollten wir «Château d'Iff», jene sagenhafte, von Romantik umspinnene Insel, besuchen, die Alexander Dumas durch seinen «Grafen von Monte Christo» berühmt gemacht hat. Aber in unserer Kasse war wie üblich Matthäi am letzten. Doch wir hatten Glück. An der Kasse zum Eingang in das Château stand geschrieben: «Eintritt für Kinder und Militär die Hälfte.» Und die dicke Dame, welche die Kontrolle besorgte, glaubte es uns ohne weiteres, als wir behaupteten, wir trägen die Sonntagsuniform der schweizerischen Militärs.

Noch besser ging es übrigens einem Basler Freund, der uns auf der gleichen Reise in Genua besuchte. Er trug die Ehrenmeldung eines Basler Pontoniervereins bei sich, auf der ein wunderschöner Anker aufgedruckt war, und stets, wenn beim Betreten des Hafens ein Ausweis verlangt wurde, zeigte er dieses imponierende Schriftstück. Den Polizisten, Guardia civile und Carabinieri machte das große Format und der riesige goldene Anker einen solchen Eindruck, daß sie dachten, sie hätten mindestens einen Admiral vor sich, und uns höflich salutierend passieren ließen.

Wir sind nicht die einzigen Sänger, die unsren Kontinent durchziehen. Es gibt neben uns auch jene kornährenblonden deutschen

und österreichischen Zupfgeigenhanserls und auch einzelne Holländer, welche Lieder zur Laute singen. Aber das sind Sänger. Wir sind Troubadoure. Sie singen, wenn sie in ein Restaurant kommen, ein einziges Lied, wenn's hoch kommt, zwei oder drei. Dann schielen sie nach dem Wirt, ob er ihnen nicht bald etwas vorsetzen lasse. Wir hingegen singen oft den ganzen Abend, manchmal zwei, drei Stunden lang. Wir beginnen mit einem lauten, fröhlichen Lied, das Stimmung schafft und das Eis bricht, dazwischen singen wir Jodellieder oder beschauliche und lyrische Sachen, wie zum Beispiel die «Gedanken eines Anglers».

Wir machen nie selber eine hohle Hand. Wenn aber ein Guest auf die brillante Idee kommt, zu unsren Gunsten mit einem Teller herumzugehen, so sagen wir nicht nein. Manchmal, wenn wir finanziell im «Gaggo» sind, so geben wir auch einem vertrauenswürdig aussehenden Zuhörer einen Stupf, er solle versuchen, etwas Marie zusammenzubringen. Die meisten Leute geben ein paar Batzen. Es kommt auch vor, daß einer ein Stützli spendiert oder eine Grampolscheibe.

In Lokalen, in welchen man nichts merken will, sagen wir zur Servierstochter: «Fräulein, bringen Sie uns ein Stück Brot. Und vielleicht noch ein Glas Wasser.» Meistens merkt der Wirt es dann und läßt uns ein Essen vorsetzen.

In Venedig engagierte uns einst ein Motorbootbesitzer dazu, ihm mit unserem Gesang sein Boot, mit dem er Rundfahrten durchführte, zu füllen. Unser Jodeln, Schreien, Singen und Animieren zog in kurzer Zeit so viele Leute an, daß der Kapitän uns gleich für den ganzen Sommer verpflichten wollte. Aber fahrende Sänger lassen sich nirgends halten.

Im April 1950 zogen wir auf Umwegen nach Rom. Wir hatten, als wir uns in Basel am Straßenrand aufstellten und Daumenzeichen machten, dreißig Franken im Sack. Wir blieben drei Monate. Als wir wieder zurückkamen, besaßen wir vierzig Franken.

Für Notfälle haben wir eine Reserve. Aber nicht etwa im Sack, sondern in der Schweiz. Wenn es ganz und gar nicht mehr anders geht, telefonieren oder telegrafieren wir dem Freund, der sie verwaltet, er möge uns zwanzig Franken schicken. Der Freund muß ein Mann sein, der auch schon auf dem Tippel war und der weiß, was zehn oder zwanzig Franken in höchster Not bedeuten.

In der Regel klappt es. Aber mit Wehmut denkt Wiesely an den französischen Ort zurück, dessen Name fast klingt wie der seine, nämlich Wysley. Dort waren wir derart auf den Felgen, daß Wiesely seine gute Schweizer Uhr zurücklassen mußte, und dann erst noch zu einem Schundpreis von kaum zwanzig Franken.

Grand Bal et Compétition

Es war in Lyon. Wir standen vor einem Dancing. «Grand Bal et Compétition» stand angeschrieben. Ein Wettbewerb also. Wahrscheinlich war das eine Art «Jeder kann mitmachen». Und da uns der Schinken und die zwei Bouteillen süßen Wein, die wir mit drei Schweizer Volksliedern bei einer ähnlichen Veranstaltung in La Rochelle gewonnen hatten, noch in bester Erinnerung waren, beschlossen wir einzutreten.

Der Laden war bumsvoll. Laden ist zwar falsch gesagt. Es war im Gegenteil ein riesiger Saal, und mitten drin war eine Bühne aufgestellt, auf der getanzt wurde.

Die Musik arbeitete in Schichten. Eben hatte die ablösende Gruppe eingesetzt, und es wurde gewalzert, daß jedem Wiener das Herz im Leibe gelacht hätte.

Wir setzten uns zu einer guten Flasche Mâcon und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Vielleicht kam es gelegentlich zu einer Damentour und irgendein Mädchen holte einen von uns zum Tanz, denn um selbst jemanden aufzufordern, fehlte uns der Mut, weil wir in unseren Kleidern zu sehr von den andern Leuten abstachen. Einen Korb wollten wir nicht riskieren. Noch immer wurde Walzer getanzt. Es wollte kein Ende nehmen.

Unsere Flasche Mâcon war leer, als das Orchester schon wieder wechselte, und von einer Damentour war noch immer keine Rede. Wir bestellten die zweite Flasche. Der Garçon war aber alles andere als ein Garçon. Er war ein Greis. Als Lucca ihm rief, kam er heran und sagte: «Hö?» Und Tränen rannen ihm über die welken Wangen. Er weinte aber nicht, sondern schien eher eine Art Heuschnupfen zu haben. Er schritt nicht zu uns hinüber, sondern tänzelte. 1 - 2 - 3, 1 - 2 - 3, ging es und dazwischen immer wieder ein Hupf. Er brachte es sogar fertig, den Wein im Dreivierteltakt einzuschanken.

Aber nun hielt Lucca das ewige La-lala, La-lala, Bums-tralla, Bums-tralla nicht länger

RICHTIGES SCHWEIZERDEUTSCH

Baseldeutsch

Es schittet und gaitscht und gluggst . . .

Man wirft der Mundart zu Unrecht vor, sie verfüge nicht über den gleichen Nuancenreichtum wie die Schriftsprache. Dabei gibt sie jedermann, der guten Willens ist, die Möglichkeit, sinnvoll und anschaulich zu schildern. Versuchen wir es mit der Darstellung eines Unwetters:

Die ganzi Stadt isch ai Bachoofe; kai Luft goot, und nyt biweggt sich. Alles hebbt der Ootem zrugg, wie wenn men uff eppis Schreggligs dät waarte. Und iber allem lyt wie gschlulze Blei e schwääre, graue Himmel. Uf aimool heert me vo wyt ewägg e Laade zuebängle; naimen anderscht dätscht e Gaarterkachlen uff d Gaß aabe. Und jetzt suust e staargge Wind grad zneggscht dur d Strooß und fäggt der Staub in haschtige Wiirbel vor sich ewägg. — D Baim feen sich a schittle, wie wenn si grad verwacht wääre, und d Bletter lysle mitenander — aber nit lang, denn scho het si der Wind von undenuffen aagfallen und biegt d Zwyg bis fascht an Booden aabe. S wird als wie finschterer, und us der Wulggedeggi lampe gruusigi, schwarzi Fätzzen uuse, und an e Dail Ort het s scho die rainschte Räägemuure — wie brait Sydebändel gseend sie uus. — Und jetz fallen au bi uns die erschte Dropfe, mied und schwäär, und verspritzen am heiße Boode. Aber kasch si nit lang zelle, denn s küblet scho, was nummen aabe maag in digge, nasse Schnier. Der Rääge brätscht uff die staubige Bletter, er ruuscht uff s Pflaschter. Es schittet und gaitscht und gluggst. Und d Doole siüpfle die bruune, dräggige Bäch yne, wo in de Strooßegrääbli lauffe. Und derzue donnerets und blitzts enandernoo, me maint, s mies d Wält verspränge.

Zusammengestellt von Rudolf Suter

aus. Er suchte sich ein hübsches Lärvchen aus, ging hinüber und machte einen formvollenendeten Knicks. Der aber hatte eine ganz andere Wirkung als die erhoffte. Mit den verwundertsten Augen der Welt schaute das Mädchen ihn von unten hinauf an und schüttelte langsam ihre blonden Veronica-Lake-Locken. Selbstverständlich im Dreivierteltakt!

Doch es saßen noch andere da. — Verbeugung: «Voulez-vous danser, Mademoiselle?» Perplex, wie zur Sphinx erstarrt, schaute das liebliche Swing-Gesichtchen zu Lucca hinauf, ohne einen Wank zu tun. Dieser stand da, mit hängenden Armen und gequältem Gesichtsausdruck. Da faßte ihn jemand an den Schultern und führte ihn hinter das Buffet. Es war der Garçon, der «Zitteribueb». Er klärte Lucca darüber auf, daß dies kein normales Tanzlokal sei und daß auch kein Je-ka-mi-Abend veranstaltet werde, sondern daß es sich hier um einen Dauer-Walzerwettbewerb handle, der erst zu Ende gehe, wenn das letzte Paar vor Müdigkeit umfalle.

Drei Tage und drei Nächte, sagte er, walzten sie nun schon.

Da konnte es natürlich noch Tage dauern,

bis der Sieg entschieden war. Wir verließen also das Lokal, suchten im Dreivierteltakt unser kleines Hotel und legten uns 1 - 2 - 3 schlafen.

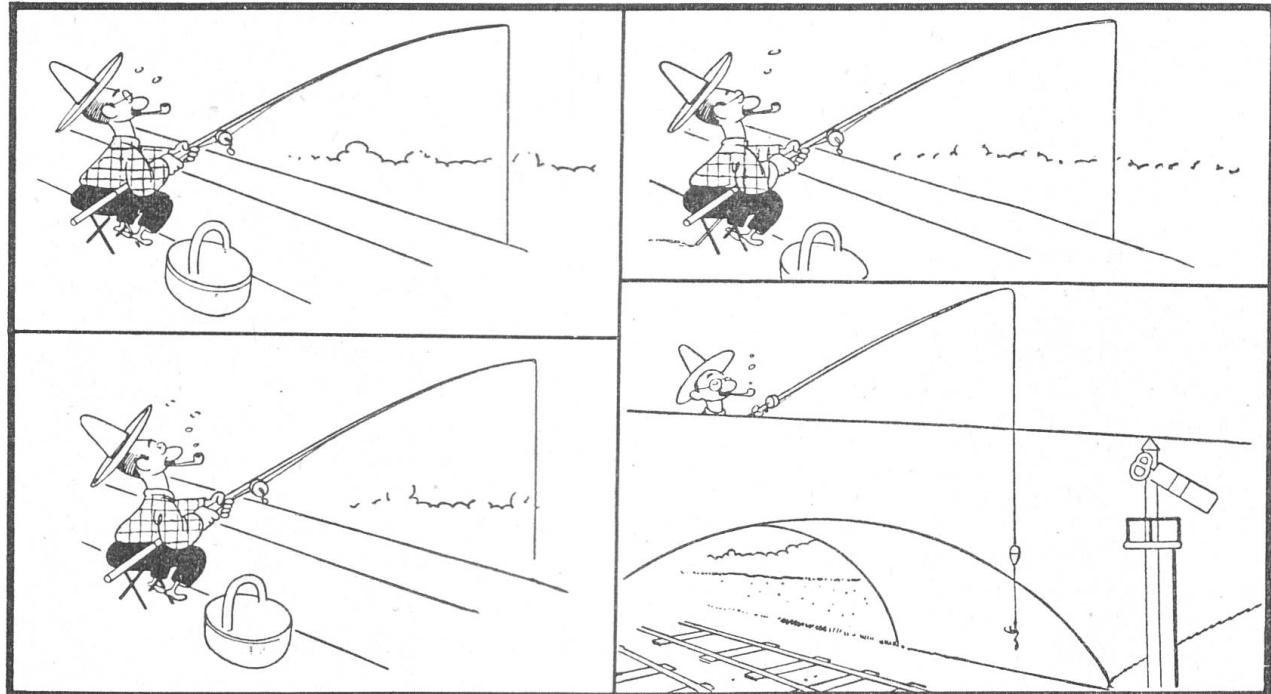
Komm, süßer Schlaf

Wo sollen Troubadoure schlafen, Kapitän und Lieutenant? Die Antwort lautet: Wo es eben gerade kommt, in einem Heuschober, auf einem Lastwagen, in einem Wäldchen, unter einem Baum oder in einem Flugzeughangar.

Einst nahm uns in Südfrankreich ein Lastwagen mit, der 14 Tonnen Nägel geladen hatte. Wir hatten versprochen, beim Abladen der Nägel zu helfen. Aber als wir unsern Bestimmungsort erreichten, war es zu spät, um abzuladen. Der Chauffeur zahlte uns ein Nachessen, für ein Bett aber reichte es nicht. Der Chauffeur schlief in seiner Kabine. Wir beide aber entfalteten unsere Wolldecken, suchten uns die weichsten Nägel aus und schliefen darauf den Schlaf der gerechten Autostöppler, links Lucca, rechts Wiesely.

Zwischen Tours und Poitiers liegt an der Straße ein riesiger Flugplatz und an dessen Ende ein großer schöner Bauernhof, der aus mehreren Gebäuden besteht. Ein freund-

Bilder ohne Worte



licher Automobilist, den wir nach einem geeigneten Nachtlager fragten, hatte uns dorthin gewiesen. Aber je näher wir dem Hofe kamen, desto mehr wunderten wir uns, daß sich dort nichts regte. Der ganze Hof schien ausgestorben, und mit jedem Schritt, den wir taten, erschien er uns toter. Es dämmerte bereits, und die reglose Farm machte uns einen unheimlichen Eindruck. Schließlich ging uns ein Licht auf, und wir merkten, daß es sich um ein sogenanntes Potemkinisches Dorf handelte, das heißt um eine als Bauernhof getarnte Gruppe von Bunkern, Läden, Türen, ja selbst die Ziegel auf dem Dach waren nur aufgemalt.

Wir schliefen nicht dort. Ein paar Kilometer entfernt legten wir uns unter einem Baum zur Ruhe. Am andern Morgen wurden wir durch warme Küsse geweckt. Diese Müntschi waren aber weder sanft noch süß, denn sie kamen von einer lang herausgestreckten rauhen Kuhzunge, welche über unsere beiden Gesichter leckte.

In der Nähe von Bordeaux nestelten wir uns einst an eine wuchtige Steinmauer und schliefen dort gut und tief. Aber am Morgen weckte uns lautes Jammern und Weinen. Eine Leichenprozession defilierte an uns zwei verblüfften Siebenschläfern vorbei. Ohne es zu ahnen, hatten wir uns vor dem Krematorium niedergelegt. Daß die Franzosen aber auch ihre Angehörigen so früh am Tag bestatten müssen.

In Italien hätte Wiesely sich einst beinahe zu Tode geschlafen. Wir fuhren die Nacht hindurch auf einem offenen Lastwagen, der Granitquader geladen hatte. Lucca saß vorn beim Führer in der Kabine, während Wiesely hinten hinauf geklettert war. Die Quader waren in der Mitte der Ladebrücke zu einer Beige aufgeschichtet, und Wiesely konnte sich zwischen dieser Beige und der Seitenwand des Wagens einkuscheln. Während der Fahrt verschoben sich nun aber die aufgeschichteten Quader Millimeter um Millimeter, so daß der friedlich Schlafende schließlich zwischen Granitplatten und Wagenwand erdrückt worden wäre, hätte nicht Lucca den Chauffeur dazu bewegen können, anzuhalten und nachzusehen, ob alles klappe.

Wie der Reiter über dem Bodensee kamen wir uns eines Morgens in der Provence vor. Wir waren die Nacht hindurch auf einem Lastwagen mitgefahren, der Dutzende kleiner, hölzerner Kisten geladen hatte, und wir schlie-

fen friedlich. Bei Sonnenaufgang weckte uns der Chauffeur und berichtete, das Lager, auf dem wir geruht, sei ein Transport von 20 Millionen Bienen gewesen.

Was sollen Troubadoure essen, Kapitän und Lieutenant? Zu gebackenem Fisch und Kressen reicht es leider selten. Hingegen besitzen wir ein ausgezeichnetes Rezept für Zer-velat à la Straßenteer: Man nimmt einige Zer-velats, je mehr, desto besser. Sie werden einzeln in eine Zeitung gewickelt, und dort, wo Arbeiter mit dem Ausbessern einer Teerstraße beschäftigt sind, in den über dem Feuer brodelnden Teer geworfen. Darin läßt man sie etwa eine Viertelstunde ziehen. Nachher fischt man sie heraus, legt sie auf die Straße. Wenn der Teer eingetrocknet ist, kann die Teer-hülle gebrochen und die Würste herausgeschält werden. Sie schmecken herrlich.

Mascotte

Falls Sie einst in Basel in der Gegend des Badischen Bahnhofes spazieren, so begegnen Sie dort wahrscheinlich einigen Katzen mit kohlschwarzem, glänzendem Fell. Diese schwarze Katzenfamilie ist südfranzösischen Geblüts. Ihre Existenz ist ein wandelndes und weitverzweigtes Denkmal unserer Tierliebe und unserer Wanderlust.

Ihren Ahnvater haben wir nämlich in Port-St-Louis den Wassern der Rhone entrissen und auf der zusammengerollten Wolldecke, die wir bei unsern Autostopp-Fahrten stets über die Schulter gehängt haben, nach Basel getragen. Jenes Kätzchen hieß Mascotte; denn daß es ein Kater war, erfuhren wir erst später.

Wir hatten uns unten an der Rhonemündung ins Herz einiger Fischer gesungen, die uns zusammen mit einer fünfzig Liter fassenden Korbflasche Wein drei Tage lang aufs Meer mitnahmen. Am letzten Abend segelten wir, den Motor mitbenützend, die Rhonemündung hinauf, dem Heimathafen zu. Da, kurz vor der Einfahrt in den Hafen, sahen wir plötzlich einen kleinen, schwarzen Punkt den Fluß hinuntertreiben, der fürchterliche Schreie von sich gab. Näher und näher kam er, bis man unterscheiden konnte, daß es ein kleines Kätzchen war, welches jämmerlich um sein Leben schrie. Irgend jemand mußte es in die Rhone geworfen haben, um einen Strich unter sein junges Leben zu ziehen. Die Fischer wollten es schwimmen lassen, aber wir hatten ein weicheres Herz.

Schnell wurde ein an einem Strick befestigter, verschlossener Kessel in die Rhone geworfen, und fast hätte die Strömung Lucca trotz seinem Brustumfang von 104 cm in den Fluß gezogen. Aber Glück muß der Mensch beziehungsweise die Katze haben, denn wohl behalten gelangte sie an Bord. Ihr Gejammer hatte etwas Tiefes, ja fast Schreckliches an sich. Das Miau war ganz normal, wie bei allen Katzen der Welt. Aber was hinterher kam, war fürchterlich: Ein nervenzerreißendes «ckrr», wie wenn man eine Nuß in der Hand zerdrückt.

Sehr schön sah sie in jenem Moment auch nicht aus, doch welche Katze ist eine würdige Vertreterin ihres Geschlechtes, wenn sie frisch aus dem Wasser gezogen wird?

Fragend schaute sich alles an, da kam Lucca eine die Katze rettende Idee: Seine in Basel wohnende Mutter hatte schon immer den Wunsch gehabt, eine ganz schwarze Katze zu besitzen, und dieses Kätzchen hatte wirklich kein weißes Härtchen an sich.

Nun waren wir aber beinahe tausend Kilometer von Basel entfernt. Trotzdem wurde beschlossen, das Tier zu adoptieren und es nach Basel zu Luccas Mutter zu bringen. Wenn Mutter eine schwarze Katze haben wollte, dann sollte sie sie auch haben. Auf also, nach Basel!

Ein liebenswürdiger Kapitän nahm uns in seinem 500-Tonnen-Motorschiff mit bis zu dem aus der Literatur berühmten Ort Tarascon, wo man unter Mitwirkung der Tarasconen bei Gläserklang der Katze den Namen «Mascotte» gab.

Anderntags war Sonntag. Der Sonntag ist für Autostopper der schlechteste Reisetag. Lastwagen gibt es keine, und die Personewagen sind meist mit Familienangehörigen, Freunden oder Freundinnen besetzt. So wanderten wir auf einer heißen, von Pappeln eingesäumten Landstraße nach Norden. Alle drei Schritte ertönte Mascottes «Miau-ckrr». Sie hatte sich ihr Plätzchen auf der zusammengerollten Wolldecke ausgesucht und mußte bei dem stetigen Baumeln dieser Unterlage ähnliche Gefühle empfunden haben wie Herr Meier, wenn er zum erstenmal in Kairo ein Kamel besteigt.

Zwei Tage später, abends 6 Uhr, erreichten wir Annecy. Kaum hatten wir eine Schlafstätte gefunden und uns zum Abendbrot niedergesetzt, war unser Mascottchen spurlos

verschwunden. Nachdem wir aber dieses Vieh schon bald 700 km mitgeschleppt und auch liebgewonnen hatten, war es für uns eine ausgemachte Sache, daß sie auch noch den Rest der Reise bis Basel mit uns zurücklegen sollte. Was blieb da anderes übrig, als auf die Suche nach dem ungetreuen Luder zu gehen? Sogar auf der Polizei waren wir deswegen, wo wir zwar unsere Papiere zeigen mußten, sonst aber keine Unterstützung fanden.

Hingegen mobilisierten wir eine ganze Kinderschar und versprachen demjenigen, der Mascotte wiederbrächte, eine hohe Belohnung. Doch es blieb uns selbst vorbehalten, die schwarze Hexe zu finden: Gegen 9 Uhr abends schnüffelten wir in den verschiedensten Hinterhöfen herum, als wir plötzlich das bekannte «Miau-ckrr» hörten und den Ausreißer in der Stube einer Madame Martini, «Professeuse des langues», wiederfanden.

Der andere Tag sah uns der Schweizer Grenze entgegentippeln, und je näher wir dieser kamen, desto mehr Kalamitäten hatten wir mit unserem Biest.

Am Grenzposten St-Julien beispielsweise wollten die Schweizer Zöllner «partout» eine Deklaration für die Einfuhr von lebendem Fleisch.

Wer war der frühere Besitzer?

Ist das Vieh gegen Maul- und Klauenseuche geimpft?

Ist es Nutz- oder Luxustier?

Hat das Tier einen Stammbaum?

Ist es Zuchttier?

Wo wollen Sie es hinbringen?

Wie hieß der Rennstallbesitzer, wo das Tier Dienst tat?

Wieviel Milch gibt es?

Ist das Tier trächtig? Wieso und von wem?

Wird es wieder ausgeführt? Wann? Und weshalb?

Solcher Fragen waren noch Dutzende. Doch diesmal war es Mascotte selbst, die sich zu helfen wußte. Wir rechneten mit ihrer Intelligenz und liefen nach der Paßabfertigung gemütlich dem Tram zu, das nach Genf führt. Trotzdem der Zöllner nun das Büsi immer noch auf dem Pult sitzen hatte, wo er es streichelte, sprang Mascotte auf einmal mit einem riesigen Sprung in die ihr noch unbekannte Schweiz hinein, um ihre Freunde zu suchen. Den Schwanz wie eine Kerze im Dom von Mailand hochgestreckt, begrüßte sie das schöne Schweizerland mit ihrem gräßlich

krächzenden «Miau-ckrr». Für uns Troubadoure klang es wie Glocken der Heimat.

24 Stunden später streichelte Luccas Mutter ihr schwarzes Fell.

Reisebekanntschaften

Die Sehenswürdigkeiten, die wir auf unsren Fahrten durch Europa suchen, sind nicht bronzen Reiterstatuen oder Siegesalleen, sondern das Leben selbst, das sprudelnde, fröhliche, lachende oder auch traurige Leben. Uns interessieren darum die Menschen mehr als die Gebäude. Etwas vom Schönsten beim Durchstreifen fremder Länder sind die Reisebekanntschaften, handle es sich um die Einwohner eines fremden Landes oder um die Schweizer im Ausland.

München, November 1947: Natürlich besuchten wir das berühmte Hofbräuhaus, wo das Bier in Strömen durch die Gurgel rauscht. Uns gegenüber saß ein etwa vierzigjähriger Mann, der Schweizerdeutsch verstand und selbst Berndeutsch sprach. Er war ein ex-kommunizierter katholischer Geistlicher aus Bern. Er berichtete uns, daß er sich schon längere Zeit in München aufhalte. Er besorge hier den Vertrieb von in der Schweiz hergestellten Heiligenbildchen. Messen durfte er natürlich keine mehr lesen, und er mußte seinen Lebensunterhalt mit dem Verkauf dieser Bildchen verdienen. Er verkaufte sie nun aber nicht etwa per Stück, sondern per Gewicht. Hundert Gramm kosteten zwei Mark. Es ist rührend, daß er uns beim Anstoßen mit drei neuen Maß den Heiligen Antonius von Padua gab.

Unvergeßlich wie dieser Pfarrer sind uns auch jene zwei Fischer, deren Bekanntschaft wir an der Rhonemündung machten. Wir waren über zwei Stunden getippelt, um den Eingang der Rhone ins Meer zu finden, vorbei an zerschmetterten Bunkern, verrosteten Flabgeschützen und Kanonen. Noch war das Meer aber nicht zu erblicken, und in den Tümpeln tummelten sich langbeinige rosa-farbene Flamingos. Plötzlich Motorengeknatter. Ein alter Citroënlastwagen pustete heran, hielt an, und zwei junge Burschen entstiegen ihm. Mit Schweißapparaten machten sie sich an den herumstehenden Geschützen zu schaffen, und bald fraß sich der Brenner durch die dicken Kanonenrohre. Die abgeschnittenen Stücke luden sie auf ihren Lastwagen, um sie, wie sie uns erzählten, als Alteisen zu verkau-

fen. Dieser Alteisenhandel, den sie zunächst als Nebenerwerb begonnen hatten, machte sich so gut bezahlt, daß die beiden drei Tage in der Woche ihrer Lieblingsbeschäftigung, dem Fischen, nachgehen konnten. Sie luden uns ein, ein paar Tage in ihrer Fischerhütte an der Rhone zu wohnen.

Genua, Juni 1950. Am Hafen trafen wir einen alten Bekannten, der früher in Zürich ein Fotogeschäft geführt hatte, nun aber völlig stier und abgerissen war. Voll Stolz erzählte er uns, daß er das schnellste Motorboot von Europa besessen habe und damit auf dem Zürichsee herum geflitzt sei, um die Insassen der «Gondeli» zu fotografieren. Die zwei Franken, welche eine Photo kostete, mußten vorausbezahlt werden. — Aber warum er sich denn jetzt in einer so mißlichen Lage befindet?

— Das sei es ja, geliefert hätte er die bezahlten Fotos eben nie. — Auf jener Reise trugen wir einen achthundertfränkigen Fotoapparat mit uns, den uns ein bekannter schweizerischer Kameramann geliehen hatte, nebst einer Büchse von Filmen. Nun war das Auswechseln dieser Filme stets eine kostspielige Angelegenheit, und wir waren froh, einen Freund zu haben, der es uns gratis besorgte. Zu diesem Zweck mußte er allerdings den Apparat mit sich nach Hause nehmen, weil er dort einen dunklen Raum zur Verfügung hatte.

Kaum hatten wir ihm die Kamera überlassen, griffen wir uns an den Kopf. Wir wußten ja nicht einmal seine Adresse. Das einzige, was wir wußten, war, daß er von der Polizei gesucht wurde und daß er völlig mittellos war. Dennoch warteten wir, wie verabredet, im Restaurant. Wir warteten eine Stunde, nochmals eine Stunde und dann nochmals eine halbe Stunde. Dann standen wir langsam auf.

In diesem Augenblick erschien der Fotograf. Wortlos und niedergeschlagen setzte er sich an den Tisch. «Entschuldigt bitte, aber die Versuchung war zu groß, und fast wäre ich zum Schuft an euch geworden.»

Wir rieten dem Mann, seine Fluchtpläne nach Brasilien aufzugeben und sich in der Schweiz der Polizei zu stellen. Das tat er, und er kam mit einer bedingten Verurteilung davon.

Carmen

In Bordeaux hätte man uns auf den Kopf stellen können, es wäre kein Cent mehr aus

unsern Taschen gefallen. Aber wir erwarteten eine Anweisung aus der Schweiz.

Wer hat nicht schon vor einem Poste-restante-Schalter gezittert? Es ist stets ein prikelndes Gefühl, wenn man nicht weiß, ob etwas Erwartetes schon angekommen ist. Als dann der Beamte tatsächlich einen Avis mit Geld hervorbrachte, da war uns, als hätten wir eine Kognakspritze erhalten. Wiesely wollte den Postbeamten unbedingt küssen. Lucca konnte ihn davon abhalten, aber so streichelten wir wenigstens die Marmorplatte, auf der immerhin einige tausend französische Franken lagen.

Wiesely hatte sich auf zwölf Uhr mit einer Spanierin verabredet, die er am Vortag im Tram angesprochen hatte. Sie hieß, tatsächlich, Carmen. Wieselys Blut flatterte vor Ungeduld wie das Fahnentuch eines schweizerischen Kegelklubs im Winde. Und als sie pünktlich kam, küßte er ihr die Hand, wie es schöner ein Grandseigneur oder Don des Cox von Ponte Brolla nicht hätte tun können.

Natürlich hatte die himmlische Carmen Hunger. Wir luden sie also zum Essen ein. Sie war aber so scheu oder so bescheiden oder so verliebt, daß sie nur nippte. Nach dem letzten Schluck Wein (Carmen trank Wasser) lud sie uns auf den folgenden Tag zum Essen ein, indem sie mit ihren Augendeckeln klappte, als ob es Kastagnetten wären.

Punkt zwölf Uhr waren wir dort. Eine Notbaracke außerhalb der Stadt mit einem kleinen Gärtchen davor war die Behausung Carmens und ihrer Familie. Es waren spanische Flüchtlinge, die erst vor kurzem nach Bordeaux gekommen waren, und Carmen war vorläufig die einzige, welche für die elfköpfige Familie sorgen konnte.

Mit Grandezza wurden wir zu Tische gebeten, und bald erschien der erste Gang, ein riesiger Topf mit Suppe. Aber die jedem Schweizer Soldaten vom Militärdienst her bekannten, in allen Regenbogenfarben schimmernden Fettaugen fehlten völlig. Man konnte mit dem Löffel im Teller herumkreisen, solange man wollte, man stieß bestimmt nicht auf eine Einlage. Und von dieser Suppe mußte die Familie leben. Denn nachher gab es nichts mehr. Nicht einmal Brot.

Schlagartig wurde uns klar, daß wir mit einer Armut in Berührung gekommen waren, wie wir sie nie zuvor gekannt hatten. Und

dabei hatten wir ja Geld im Sack. Hätten wir geahnt, wie die Verhältnisse liegen, wir wären mit vollen Händen angerückt.

Wir versuchten es nun auf eine andere Weise, die uns fast die Freundschaft dieser liebenswürdigen Familie gekostet hätte. Lucca schickte nämlich einen Buben in den nächstgelegenen Spezereiladen, um dort Wurst und Brot und Wein zu kaufen. Als dieser hochbeladen zurückkehrte, wurden wir beinahe aus dem gastfreundlichen Hause geworfen. Lucca mußte seine ganze Überredungskunst aufbieten und erklären, daß es in der Schweiz üblich sei, an jedem Ort, wo man zu Besuch komme, Brot, Wurst und Wein mitzubringen.

Leider beging er dabei die Unvorsichtigkeit, darzulegen, daß nur der Gastgeber, nicht aber die Gäste von diesen Dingen äßen. «Doch kaum war ihm das Wort entfahren, möcht' er's im Busen gern bewahren.» Denn wir wurden nun weiterhin mit Wassersuppe abgefüllt, während zwischen den Zähnen der Spanier die Würste verlockend knackten.

Carmen war ein kluges Mädchen. Sie machte dem verliebten Wiesely beim nachfolgenden Spaziergang klar, daß es besser sei, wenn man sich nun nicht mehr sehe. Sie hatte recht. Denn für Troubadoure gilt der Satz: «Andere Städtchen, andere Mädchen.»

Aber das ist ein Kapitel, auf das wir nicht eingehen wollen. Sagen möchten wir immerhin, daß wir nicht verstehen können, wie die allgemein anerkannte Ansicht aufgekommen ist, Südländerinnen seien heiß und feurig und leidenschaftlich und Nordländerinnen seien kühl, distanziert und abweisend. Davon ist keine Rede. Das Gegenteil käme der Wahrheit bedeutend näher.

Ein Mißverständnis in Frankfurt

Eine breite Treppe führte von der Straße zur oberen Etage, in deren hell erleuchteten Räumen ein bekanntes Frankfurter Dancing lag. Und eine sitzende steinerne Figur wies mit einer so einladenden Geste die Treppe hinauf, daß wir nicht widerstehen konnten. Den Ausschlag gab allerdings nicht die Statue, sondern zwei äußerst elegant gekleidete Frauen, welche eben die Stufen erstiegen. Sie machten dabei mit den Armen und dem Kopf auffallend herausfordernde Gebärden, sie hoben die Arme hoch und senkten sie wieder oder warfen kokett den Kopf in den Nacken. Wir stiegen ihnen also nach, und wie es sich für zwei wohl-

erzogene Männer gehört, betraten wir als erste das Dancing.

Bei unserm Eintritt spielte das Orchester einen Tusch, und das vollbesetzte Lokal brach in frenetischen Beifall aus. Wir waren in Frankfurt vierzehn Tage lang jeden Abend in Alfred Rassers Stück «HD Läppli» aufgetreten und dachten nichts anderes, als daß man uns erkannt habe, uns ehren wolle. An Applaus gewöhnt, verbeugten wir uns nach allen Seiten.

Die beiden Damen hingegen schienen sich nicht mehr um uns zu kümmern. Sie wiederholten die merkwürdigen Gebärden und Verrenkungen, die uns schon auf der Treppe aufgefallen waren. Die eine versuchte, mit dem linken Mittelfinger eine am Plafond aufgehängte Neonlampe zu kitzeln und drehte sich dabei im Kreise herum, die andere breitete die Arme aus, als ob sie die ganze Welt umarmen wollte.

Da begann man im Saal zu lachen, und das Gelächter steigerte sich derart, daß sogar der Direktor aufmerksam wurde. Ein energischer Wink genügte, um die Musik verstummen zu lassen. Mit hochrotem Kopf trat der Mann zu uns und erklärte uns, so und so sei es, man möge entschuldigen, und schob uns dabei sanft aus dem Lokal. Die Leute applaudierten wiederum heftig, trotzdem waren wir froh, daß wir draußen waren.

Es war nämlich eine Modeschau.

Lob der Landstraße

Paris mag gegenüber Zürich und Basel manchen Vorteil haben. Aber als Ausgangsstation für zwei Autostöppler und fahrende Sänger ist es ungeeignet.

Wenn man in Zürich oder Basel auf die Landstraße gehen möchte, so nimmt man vorerst einmal das Tram und fährt zur Sicherheit einfach Endstation. In Basel «Hard» und in Zürich «Hardturm». Das Tramhäuschen ist zugleich das letzte Haus, und nachher kommt nur noch «sie»; gleißend, breit, lang und schön liegt sie da, die Landstraße, strichweise links und rechts von Wäldern umsäumt, dann wieder eingefaßt von Wiesen und Feldern. Schnurgerade ist sie, und es ist, als ob ein langer Zeigefinger dem muntern Wanderer weisen wollte: «Da geht es in die Ferne, ins Abenteuer, ins Leben.»

Aber versuchen Sie einmal von Paris aus eine Landstraße zu finden! Es gibt tausend Trams, Trolley- und andere Busse. Es gibt hun-

dert Endstationen, und doch ist man immer noch in der Stadt, und wenn Sie einen Pariser fragen, in welcher Richtung es z. B. nach Genf gehe, so wird er Ihnen todsicher einfach eine Richtung weisen und behaupten: «Tout droit!»

Jenen Aufbruch von Paris im Spätsommer 19... werden wir wohl lange nicht vergessen. Wir wollten nach Lyon. Wir waren den ganzen geschlagenen Tag getrampelt und hatten uns mindestens vier Endstationen aus der Nähe besehen, aber am Abend waren wir noch immer in Paris, so daß wir schließlich unsere Abneigung gegen rollende Eisenräder überwinden mußten, um mit einer Vorortbahn bis Fontainebleau zu fahren.

In der Regel schlafen wir in Frankreich im Freien. Wenn wir uns aber, weil unerwarteter Wohlstand ausgebrochen ist, für einen Gasthof entschließen, so mieten wir uns stets in jenen mit dem runden, blauroten Schild versehenden Routiers-Hotels ein. Routiers sind Überlandfahrer, die mit ihren riesigen Lastzügen manchmal in einigen Tagen ganz Frankreich durchfahren. Mit einem Routier ist das Reisen stets gemütlich.

Jenen Abend in Fontainebleau übernachteten wir in einem solchen Hotel, und es ist nicht verwunderlich, daß wir uns an die Routiers heranpirschten, um ein gutes Stück weiterzukommen; aber keiner fuhr nach Lyon. Die meisten fuhren nach Le Havre, und nur ein einziger fuhr tiefer nach Frankreich hinein, aber leider Richtung Chartres-Orléans. Doch was heißt schon «leider». Er hatte nämlich eine Ladung, die wir allen andern Ladungen vorzogen: Weizen. Es ist etwas vom Schönsten, auf luftiger Höhe, im warmen Sonnenschein, den Weizenduft in der Nase, unbekannte, nie gesehene Gegenden Europas zu durchfahren.

In Chartres war der Chauffeur direkt glücklich, uns die berühmte Kathedrale zeigen zu können. Er war so stolz, daß man glauben könnte, er hätte dieses Prachtstück selbst gebaut. Es ist sich auch wirklich wert, einen Blick hineinzuwerfen. Die ganze Passion, aus Holz geschnitten, und überhaupt, siehe Baecker.

Dafür halfen wir ihm dann in Orléans beim Umladen der zehn Tonnen Weizen. Das sind hundert Säcke à hundert Kilo. Doch die Fahrt darauf war die nun folgenden Schweißtropfen wert gewesen.

Wir wollten eigentlich nach Lyon. Aber da der nächste Routier, der uns aufnahm, nach Le Havre fuhr, gingen wir eben nach Le Havre. Zwar nur indirekt. Als wir einige Kilometer zurückgelegt hatten, stieß Lucca plötzlich ein heiseres «Halt, Halt!» hervor. Die Pneus pfiffen auf dem Asphalt, so schnell stoppte der Chauffeur und fragte erschrocken, ob etwas passiert sei. «Ach nein», entgegnete Lucca. «Aber seien Sie uns nicht böse, wir möchten nämlich aussteigen.» Der Chauffeur war nicht böse. So stiegen wir denn, zur Verwunderung selbst von Wiesely, aus. Auch er hatte keine Ahnung, worum es sich handelte, bis sein Freund ihm erklärte, daß er kurz vorher einen Wegweiser gesehen hatte, worauf «Cognac» stand, tatsächlich Cognac. Es fehlten nur noch drei Sterne und wir hätten aus lauter Gewohnheit Achtungstellung angenommen. Und wirklich trank man den Kognak dort aus Weingläsern.

Eigentlich hätten wir nach Lyon gewollt. Aber das ist ja das Schöne an unserem Leben, daß wir uns einfach treiben lassen können. Es kommt nie darauf an, in welchem Erdenwinkel wir unser mehr oder weniger müdes Haupt niederlegen oder unser Süpplein kochen. Was uns anzieht, sind ja weniger die einzelnen Städte, die wir erreichen, als die Landstraße und das ungebundene Wandernleben.

Weil wir Zeit haben, können wir es uns gestatten, wählerisch zu sein. Wenn wir in den späten Morgenstunden eines in allen Farben leuchtenden Herbsttages am Straßenrand stehen, so kann es vorkommen, daß wir uns sagen: Heute kommt nur ein Cabriolet in Frage. Und dann lassen wir Lastwagen um Lastwagen und Limousine um Limousine an uns vorbeiziehen und warten auf ein Cabriolet.

Es gibt im Autostopp verschiedene Techniken. Diejenige, welche man am häufigsten sieht, ist die schlechteste. Da ziehen diese Burschen und Mädchen vornübergebeugt unter der Last von Rucksäcken groß wie Häuser der Straße entlang, schweißtriefend und

keuchend. Wenn ein Auto sie dann überholt, so halten sie an, wenden dem Fahrer ein abgezehrtes Gesicht zu und geben verzweifelte Daumenzeichen.

Wir machen es ganz anders. Wir setzen uns bei einer Kurve außerhalb eines Ortes an den Straßenrand, schön im Blickfang der herankommenden Wagen. Wenn sich dann ein Auto nähert, machen wir mit dem Daumen eine lässige Bewegung in Fahrtrichtung.

In der Schweiz dauert es durchschnittlich eine halbe Stunde, bis jemand uns mitnimmt. Wenn wir von Basel nach Zürich wollen, so müssen wir drei Stunden rechnen.

Die Landstraße fasziniert uns. Wir haben versucht, in einem Gedicht festzuhalten, was sie uns bedeutet:

*Die Straße, lang, lang wie das Leben.
Die Felder breit, der Steppe gleich.
Dann wieder Bäume, Felder, Reben,
an Früchten, Obst und Blumen reich.*

*Da wird selbst Laun und List zur Güte,
nicht jeder Tag erzwungne Pflicht.
Und reift das Schöne gar zur Blüte,
dann werden Schmerz und Nacht zum Licht.*

Den Winter über und zwischen unsren Fahrten wohnen wir in Gordola im Tessin. Lucca hat dort für 1500 Franken ein großes Stück Land gekauft. Darauf standen zwei halbzerfallene Ställe, die wir selbst zu unserer Wohnstätte ausbauten. Unser Stolz und die Freude aller Nachbarskinder ist der Springbrunnen, dessen Strahl acht Meter hoch steigt, bevor er in das zwei Meter lange und anderthalb Meter breite Bassin zurückfällt.

Aber immer im Frühling, wenn die Sonne wärmer scheint und die Vögel pfeifen, ziehen wir wieder hinaus auf die Straße. Und falls Sie, lieber Leser, uns dort einmal am Straßenrand warten sehen, zögern Sie nicht, uns in Ihrem Wagen mitzunehmen. Die letzten Troubadoure werden Ihnen dankbar sein bis an ihr seliges Ende.